

Der erste Hase

Ich war wohl 14 Jahre als dieses denkwürdige Erlebnis mir zuteil wurde.

Hasen gab es damals noch gut und reichlich, Treibjagden mit riesigen Kesseltreiben waren neben dem Ansitz am Waldrand beim abendlichen Aus- und morgendlichen Einlauf die üblichen Jagdarten, im Winter kam bei Schnee und Mond am Dorfrand der Ansitz an den Gärten hinzu, wo besonders der Grünkohl die Mümmelmänner lockte.

Hasenbraten war eine noch verbreitete und sehr geschätzte Delikatesse, im Herbst und Winter war Hasenbraten in jedem Landgasthof im Angebot und der Pastor und die sonstigen Honoratioren des Ortes sowie die nichtjagende Verwandtschaft erhielten von meinem Onkel einen Weihnachtshasen – dekoriert mit roter Halsschleife –, der dankbar und freudig angenommen wurde und jeder der Beschenkten wusste auch noch, wie man den Hasen abbalgte und küchenfertig machte!

Eines Tages, es war Ende Oktober, durfte ich dann meinen Onkel zum Abendansitz begleiten. Ich erhielt die mir schon gut vertraute Kleinkaliberbüchse (22 lfb) und durfte als Onkels Nachbar einen eigenen Hochsitz beziehen.

Es dämmerte schon stark als der Auslauf begann und dann erschien auch ein Hase in Reichweite meiner kleinen Waffe, aber das 1-fache Zielfernrohr ließ die Konturen schon arg verschwimmen: grauer Hase auf grauer Wiese zwischen Maulwurfhügeln, das war mein Suchbild vor mir und ich musste meine Augen schon sehr anstrengen, um den Hasen tatsächlich ausfindig zu machen. Schuss und die weiße Unterwolle leuchtete auf, der Hase drehte sich mehrfach wie ein Brummkreisel um die eigene Achse und verschwand im angrenzenden Staatswald.

Ich sprang von meinem Sitz, rannte zum Onkel und rief: „Ich habe ihn getroffen, aber der ist noch in den Wald gerannt!“ „Bist du wohl still, wer soll das denn noch alles hören?“ war die etwas harsche Antwort.

Ein Fall für Bodo, dem leider erblindeten Deutsch Kurzhaar; er hatte sein Augenlicht durch eine Katzenattacke auf dem Nachbarhof verloren, als er gehorsam abgelegt von einer Katzenmutter aus Sorge um ihre Jungen angegriffen worden war.

Der blinde Hund fand sich in der ihm vertrauten Umwelt fantastisch zurecht, sprang ins Auto, sogar über das anderthalb Meter hohe Gartentor und fand auch im Revier die Hochsitze und kletterte hinauf, aber wenn eine Karre oder sonstiges Gerät plötzlich im Weg stand, kollidierte er jedes Mal.

Bodo wurde nun angesetzt, verschwand über die Grenze im Wald und kam nach kurzer Zeit mit dem Hasen zurück. Seine Nachsuchenfähigkeit hatte durch die Erblindung sogar noch deutlich zugenommen, er hatte ja nur noch seine Nase! Und ich war natürlich unglaublich stolz über meine Beute.

Zum Thema Hasenbraten noch eine Geschichte:

Den Haushalt von Onkel und Tante führte Fräulein Wallmeier, trotz deutlich fortgeschrittenen Alters – da unverheiratet eben immer noch Fräulein – so war es damals üblich und wenn mein Onkel verärgert war, wurde auch das noch weggelassen.

Der aufgetischte Hasenbraten gefiel ihm ganz und gar nicht; wenn man bedenkt, dass die Hasen früher manchmal tage- und wochenlang mit vollem Eingeweide herumhingen bevor sie fertiggemacht wurden, eigentlich kein Wunder.

Onkel Georg sah das natürlich völlig anders, die Schuldfrage war für ihn klar, als er die Frage stellte: „Wallmeier, können Sie mir mal erklären wozu dieser Hase sterben musste?“ Die Botschaft war eindeutig! Fräulein Wallmeier – in ihrer Berufsehre zutiefst verletzt – brach in Tränen aus und verließ laut heulend das Esszimmer.



Katzen

Neben Krähen, Elstern, Eichelhähern, jeglicher Art von zumindest Taggreifvögeln und Raubwild zählten natürlich auch verwilderte Katzen zu den jagdlichen „Staatsfeinden“, die rigoros verfolgt wurden. Und davon gab es reichlich in der Feldmark, also nicht nur am Dorfrand, wo man tunlichst etwas vorsichtig war mit der Katzenverfolgung.

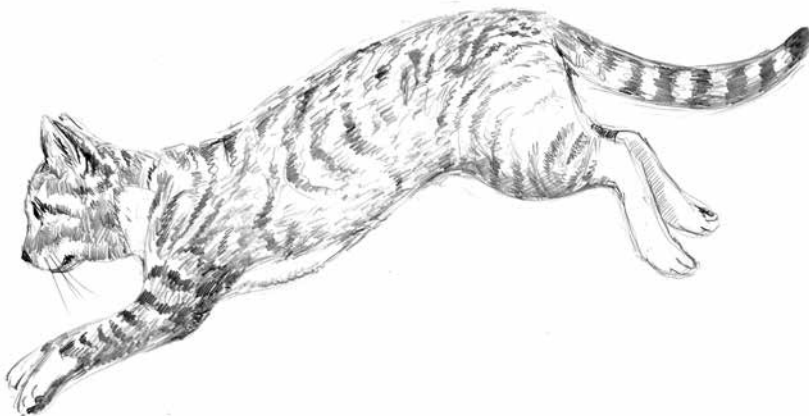
Kristallisationspunkte für diese verwilderten Katzen waren die Feldscheunen, die überall in der Flur verteilt standen und bis in die 1960er Jahre auch noch teilweise zum Lagern der Bindergarben (also unausgedroschenem Getreide) dienten.

So entsorgten die Bauern ihre auf dem Hof überzähligen Katzenwürfe eben in diesen Scheunen, wo sie ja aus bäuerlicher Sicht auch gute Dienste gegen die Mäuse und zum Schutz des Getreides tun konnten.

Nur jagdlich betrachtet war das keine so gute Idee und so wurde dann bei allen Reviergängen und Revierfahrten das Umfeld dieser Scheunen immer aufmerksam beobachtet und wehe, es ließ sich eine Katze blicken!

Einmal flüchtete so eine Katze vor uns in eine kleine Scheune, in der Wagen und Maschinen abgestellt waren. Die Scheune wurde umstellt und ein Hund hineingeschickt, der den Kater auch tatsächlich sprengte. Der kam dann unserem Jagdfreund Johannes, der ihn beidrohrig fehlte, die leergeschossene Flinte unterhalb der Mündung griff, um den hautnah an ihm vorbeiflüchtenden Kater zu erschlagen, was allerdings genauso misslang wie die beiden Schüsse. Am Ende baumelten ein abgebrochener Schaft am einen Ende des Gewehrriemens, Verschluss und Läufe am anderen Ende.

„So ein Elend!“ fluchte Johannes, den jagdliche Fehlschüsse (und dies war ja einer im wörtlichen Sinne!) immer besonders tief trafen.



Gifteier und Giftgas

Besonders um die Rabenvögel als notorische Nesträuber zu dezimieren, wurden im Frühling Gifteier ausgelegt. Die Eier waren legal im Handel erhältlich und es waren ganz gewöhnliche Hühnereier, denen Phosphor eingespritzt war; die Einstichstelle wurde dann überklebt. Wir legten die Eier vorzugsweise an bei den Krähen beliebten Anflugpunkten aus, gerne auch an Weidepfählen, da hier die Vögel oft saßen und Ausschau hielten und dabei das künstliche Nest mit dem gefährlichen Inhalt entdeckten.

Nach meiner Erinnerung durften die Eier nur am Wochenende zwei Tage liegen und mussten dann wieder eingesammelt werden. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, dass wir das jemals gemacht haben.

Gebietsweise wurden diese Aktionen auch „schwarzer Sonntag“ genannt, weil dann überall die toten Krähen herumlagen – heute aus vielen guten Gründen undenkbar, aber so wurde es gemacht und kaum einer hat darin ein besonderes Problem erkannt – funktionierte doch wunderbar!

Ähnlich robust bis schrecklich war der Umgang mit den Füchsen.

Der Fuchs war in der Nachkriegszeit bis in die 1980er Jahre Hauptüberträger der Tollwut und wurde entsprechend scharf verfolgt mit allen Mitteln, die behördlicherseits zur Verfügung standen.

Das eine waren Abschussprämien, die der Jäger erhielt, wenn er die abgetrennten Luntenspitzen bei der Kreisverwaltung vorzeigte.

Was hat man gemacht, wenn man als Schüler und Jungjäger eine Aufbesserung des Taschengeldes gut gebrauchen konnte? Natürlich Füchse geschossen – aber dann anschließend die Lunte in drei bis vier Stücke zerteilt in eine durchsichtige Plastiktüte gesteckt und damit zum körperlichen Nachweis in die Amtsstube.

Das dort zuständige Fräulein vom Amt wurde scheinheilig gefragt, ob sie die die Luntenspitzen einzeln sehen wolle. Zuverlässig kopfschüttelnd verwies sie dann mit erkennbarer Ekelmimik auf die bereitstehende Tonne und im Handumdrehen war das schmale Portemonnaie aufgefüllt – die Auszahlung erfolgte in bar!

Die andere Methode war die Baubegasung mit Giftgas, die nach meiner Erinnerung in der Ranzzeit, also zur Jahreswende/zu Jahresbeginn vorgenommen wurde; ich meine von einem amtlich bestellten Sachkundigen unter ortskundiger Führung der Revierinhaber.

Auch der Erfolg dieser Methode war fragwürdig, da die Füchse ja keineswegs regelmäßig im Bau anzutreffen sind und so viele Aktionen sozusagen danebgingen.

Durchaus im doppelten Sinne, denn da jedes verdächtige Loch begast wurde, traf es die Dachse im Winterschlaf mit tödlicher Sicherheit.

Dies führte bei mir dazu, dass ich in meiner Jugendzeit gar keine Dachse kannte und den ersten Dachs meines Lebens 1969 auf einer Lagerstelle im Getreide sah, als ich am Wochenende von der Bundeswehr zuhause war, ich habe nur gestaunt über dieses merkwürdige Tier.

Tollwutfällen begegnete man allerdings immer wieder; einmal sah ich als Kind, wie ein Mitarbeiter meines Onkels morgens von seinem Haus am Waldrand zum Hof ging und von einem Fuchs begleitet wurde, den er immer wieder mit seinem Lederstiefel abwehrte; wenige Minuten später hörte ich dann vom Hof her einen Knall.

Als ich dann den Jagdschein hatte, wurde ich auch öfter mal gerufen, wenn tagsüber ein „zahmer“ Fuchs im Dorf auftauchte und mein Tierarzttonkel berichtete immer wieder mal von tollwütigen Rindern.

Mit der flächendeckenden Ausbringung von Impfködern kam die Seuche dann bei uns Ende der 1980er Jahre vollständig zum Erliegen.

Parallel dazu ist natürlich mit dem Verschwinden dieser Seuche auch die Fuchspopulation deutlich angestiegen.



Der Schuss durchs Auto

Das war wohl das gefährlichste Missgeschick, was mich betraf und mich im wörtlichen Sinne um Haaresbreite meine Gesundheit oder sogar mein Leben gekostet hätte.

Ich war 18 Jahre und hatte gerade meinen Führerschein, den Jagdschein natürlich schon zwei Jahre länger. Nun drängte mein vier Jahre jüngerer Bruder zu ersten jagdlichen Erfolgen, seine Passion war nicht geringer als die meine.

Ein Sonntagmorgen im April und er sollte es auf Rabenkrähen versuchen, der jagdliche Staatsfeind Nummer eins aus damaliger Sicht.

Ulrich kam auf die Rückbank von Vaters 20 m TS, meinen Drilling in der Hand und ich fuhr die Feldwege ab, um irgendwo eine günstige Situation zu finden. Da, zwei Krähen auf einem frisch kultivierten Acker in passender Entfernung.

„Nun mal los!“ ermunterte ich meinen kleinen Bruder. Der Schuss brach und... die Krähen strichen ab. „Wo hast du denn hin geschossen?“ fragte ich erstaunt.

Mein Bruder saß kreidebleich auf dem Rücksitz und sagte kleinlaut: „Durch den Sitz.“ – Den Sitz, auf dem ich saß!

Er hatte beim Zuklappen der Waffe in den Abzug gegriffen, die noch kalibergroße Schrotladung war eine Hand breit hinter meinen Rücken durch den Sitz gedrungen und hatte dann die Fahrtür so aufgerissen, dass die Blechstreifen auf der Fahrbahn kratzten.

Ein wirklich unglaublicher Leichtsinn, den wir da fabriziert hatten und ein ebenso unglaublicher Saudusel für mich! Und nun nachhause, um unserem Vater das Ergebnis unserer „Frühpirsch“ zu erklären. Statt des erwarteten Donnerwetters, was wohl in mehrfacher Hinsicht gerechtfertigt gewesen wäre, sagte er fast nichts, er war wohl heilfroh, seine Söhne heile wiederbekommen zu haben – todernste Miene! Zum Schluss sagte er nur kurz: „Ab in die Garage und morgen früh sofort in die Werkstatt, Ersatzwagen mitbringen, ich habe noch Termine.“

Oh Gott ja – mein Bruder und ich brauchten beide einige Zeit, um diese Beinahe-Katastrophe zu verarbeiten – es war uns beiden eine große Lehre!



Der erste Rehbock

Nach dem ersten Kaninchen und dem ersten Hasen nun auch noch der erste Rehbock, aber nicht deswegen, weil alles, was im Leben zum ersten Mal passiert, häufig einen besonders tiefen Abdruck hinterlässt, nein – es war wirklich ein besonderer Bock – der zweitstärkste, den ich in meinem nun durchaus schon langen Jägerleben schießen sollte.

Mein jüngerer Bruder Ulrich und ich erbettelten jedes Mal, wenn am frühen Abend unser Vater zufällig zuhause war, sein Auto für eine Revierrundfahrt; das lief auch schon vor der offiziellen Führerscheinprüfung!

Ich war 16 und im Mai stand die Jägerprüfung an und so ab Mitte, Ende März fiel uns am „Dicken Busch“ in einem etwa achtköpfigen Sprung Rehwild ein besonders vielversprechender Bock auf, natürlich prahlte er im Bast, aber so einen hatte ich bis dahin noch nicht gesehen!

Den wollte ich natürlich unbedingt haben und jedes Mal, wenn wir ihn abends in Anblick bekamen, wurden meine Erwartung und Ungeduld größer, zumal ja auch der Bock noch zulegte.

Nach dem Fegen und mit aufwachsender Vegetation war er dann verschwunden.

Die Jägerprüfung Anfang Mai bestand ich mit Bravour und nun konnte es losgehen. Jedoch die ersten drei Ansitze brachten nicht den ersehnten Anblick, Morgenansitz war wegen der Schule nicht möglich.

Am vierten Abend, dem 19. Mai, bestiegen mein Bruder und ich wieder unseren Sitz im Giebel einer kleinen Feldscheune. Und diesmal sollte es klappen: Der Bock trat am mittleren Abend aus dem gegenüber liegenden Waldrand und zog vor uns in einen Gerstenschlag. Entfernung so um die 120 Meter, Schuss und der Bock lag im Knall.

Wir freuten uns unbändig – hatte das gut geklappt! – und so ein guter, starker und auch alter Bock! Nach dem Aufbrechen fuhren wir dann sofort zu Onkel Georg, der den Bock ausgiebig inspizierte und dann sagte: „Junge, so etwas schießt man eigentlich nicht zu Anfang des Jägerlebens, so einen Bock erlegst du wahrscheinlich nie wieder.“

Bis auf eine einzige Ausnahme sollte er Recht behalten.

Ja, und da, wo dieses für mich damals gewaltige Ereignis stattfand ist heute der Runway des Regionalflughafens Paderborn-Lippstadt – es war einmal!



II. Spätere Erlebnisse

Nach dem Abitur war ich nur noch gelegentlich am Wochenende im heimischen Revier, es folgten Bundeswehr, Studium, Referendarzeit und die ersten beruflichen Wanderjahre. Gejagt habe ich immer, aber für diese Zeit erinnere ich kaum ein herausragendes Erlebnis, das in eine ganz besondere Geschichte eingebettet ist.

Gleich zu Beginn meiner Studienzzeit 1970 trat ich der Akademischen Vereinigung Feldjäger bei, einer traditionsreichen Forstverbindung, die ihre Wurzeln bei Friedrich dem Großen findet, der 1740 das Königlich Reitende Feldjäger Corps gründete.

Unsere alten Herren waren ausnahmslos Forstleute, überwiegend in öffentlichen aber auch privaten Forstverwaltungen oder sie waren mehr oder weniger große Privatwaldbesitzer. Vor dem Hintergrund hatten wir natürlich eine Reihe von Jagdmöglichkeiten im Frühjahr und Sommer auf Rehböcke, im Herbst auf weibliches Wild und vereinzelt auch zu Drückjagden. Drückjagden waren im Staats- und Großprivatwald zwar durchaus üblich, aber längst noch nicht so verbreitet und häufig wie heute. In weiten Kreisen der Jägerei hatten solche Jagden auch einen schlechten Ruf als rücksichtslose Aasjägererei u. a. m., vermutlich vor allen Dingen bei jenen, die dazu nicht eingeladen waren.

Wir hatten damals Gelegenheiten, vor allem in den Harz-Forstämtern bei unseren AHAH Kreysern in Lonau, Lewinski in Walkenried und Kortzfleisch in Lautenthal.

Im ganzen Harz war damals wegen z. T. katastrophaler Wildschäden eine deutliche Reduktion des Rotwildes angesagt (heute sind wir übrigens wieder am gleichen Punkt angelangt!). Ich tat mich auf den Drückjagden anfangs noch sehr schwer mit dem Ansprechen und Schießen in schnell wechselnden Situationen, zumal auf die mir noch nicht vertraute Wildart Rotwild. Zuhause war ich als Niederwild- und Ansitzjäger groß geworden.

Die erbeuteten Lebern wurden natürlich gerne mitgenommen und für ein gemeinsames Essen auf dem Verbindungshaus vorgehalten. Im ersten Studienjahr, noch in Hann. Münden, wurde auch die gegenüberliegende Polizeiwache stets bedacht, denn ein gutes Verhältnis zur Polizei war für eine gern und fröhlich feiernde Studententruppe von großer Bedeutung, sei es bei Hausfesten wegen ruhestörenden Lärms oder wenn man mal im Auto mit einem kleinen Fähnlein unterwegs war. „Jungs, ich riech das schon, ihr habt alle was getrunken, schnell ab nach Haus, sonst muss ich euch den Führerschein abnehmen!“ Selbst so erlebt – heute undenkbar!

Ein Highlight im Herbst war immer die jährliche Waldtreibjagd bei AH Campenhausen in der Nähe von Hersfeld. Wir durften unsere Verehrtesten mitbringen, denn nach der Jagd gab's ein Hausfest. Tagsüber waren unsere Damen als Treiber im Einsatz, um mit zartem „Has, Has, Hopp, Hopp“ uns ein paar Waldhasen vor die Flinten zu treiben. Die Strecken

waren so mittlerer Art und Güte, so zwischen 10 und 20 Hasen, ein Reh und einmal sogar ein Sikahirsch, der aus irgendeinem Gatter entsprungen war.

Nach dem Studium folgte die Referendarzeit bei der Niedersächsischen Landesforstverwaltung und ich kam zunächst ins Forstamt Rotenburg/Wümme zu Dr. Ripken.

Unglaubliche Herden (nicht Rudel!) von Damwild tummelten sich auf den Waldwiesen und den angrenzenden Feldern. Ein völlig aus dem Ruder gelaufener Wildbestand, man hatte einfach den Zeitpunkt verpasst, wo man vom Bestandaufbau und vorsichtiger Hege zu geordneter und angemessener Bejagung hätte übergehen müssen. Gleichwohl war die vom Forstamtsleiter zu Recht geforderte stärkere Bejagung intern und auch im Damwildring höchst umstritten und führte z. T. zu bösen Auseinandersetzungen. Ich jedenfalls hatte mehr als reichlich Jagd Gelegenheit und konnte wohl einige Dutzend Stück Damwild in dieser Zeit erlegen.

Bei den folgenden Ausbildungsstationen war jagdlich nichts wirklich erwähnenswert, außer vielleicht im Vergleich zu heute der Umgang mit dem Rehwild, insbes. den Böcken. So erlegte ich im Harz Ende Mai einen noch unverfegten geringen Knopfspießer, was dem Herrn Amtsleiter sehr missfiel und er meinte, dass dies auf der nächsten Trophäenschau wohl nicht unerwähnt bleiben würde.

In einem anderen Fall in der Lüneburger Heide schoss ich einen Knopfbock und fragte in den nächsten Tagen nach, ob ich denn noch weiterhin auf einen Rehbock der Klasse IIb, den ich ursprünglich freibekommen hatte, jagen dürfte. Leider sei mein Kontingent damit erfüllt, bekam ich zur Antwort. Und ich hatte gedacht, mit dem mickrigen Knopfbock eigentlich nur ein gutes Werk getan zu haben. So streng waren damals noch die Sitten; heute hätte in beiden Fällen nicht mal jemand hingeschaut!



Saujagd im Lappwald

Zu den Anfängen meiner Drückjagdkarriere gehört auch eine für mich etwas deprimierend verlaufene Saujagd im Lappwald.

Meine erste berufliche Station führte mich zum Forstplanungsamt in Wolfenbüttel und wenn der Winter kam, wurden die Außenaufnahmen, ob nun Standortkartierung oder Forsteinrichtung wie bei mir, unterbrochen und man wurde in der Zentrale aufgestellt, um die draußen erhobenen Befunde zu ordnen und zu beschreiben. Immer wieder wurden wir in der Zeit auch von den umliegenden Forstämtern zur Jagd geladen, um die trockene Innendienstzeit etwas aufzulockern.

Die erste dieser Einladungen führte mich in den bis dahin mir unbekanntem Lappwald, damals für seinen guten Schwarzwildbestand neben dem Nachbarforstamt Danndorf weithin bekannt. Entsprechend hoch waren meine Erwartungen, während der Hinfahrt erkundigte ich mich noch nach Ansprechmerkmalen und Vorhaltemaßen – ich hatte ja noch keinerlei Erfahrung! Forstamtsleiter Peter Steinhoff begrüßte die Jagdgesellschaft und gab die damals noch sehr restriktiven Freigaberegularien (Lüneburger Modell) bekannt, denn von den Schwarzwildstrecken heutiger Zeit waren wir noch sehr weit entfernt.

Im Verlauf des Tages wurden drei oder vier mittelgroße Treiben abgehalten und ich hatte eigentlich jedes Mal Anlauf, der auch gute Chancen bot: Nicht zu weit und auch nicht zu schnell. Aber damals fehlte mir noch jegliche Routine mit der Kugel auf flüchtiges Wild. Ich war sicherlich ein sehr gut brauchbarer Schrotschütze, damit war ich groß geworden, aber mit der Kugel kannte ich bis dato nur die Ansitzjagd. Sieben Fehlschüsse waren die niederschmetternde Bilanz des Tages, im letzten Treiben noch ein Überläufer auf 15 Meter – alles glatt vorbei, also, Gott sei Dank, auch kein Krankschuss dabei.

Durch die hohe Erwartung am Anfang des Tages war die Enttäuschung am Ende verständlicherweise riesig bis hin zur Untröstlichkeit. Danach ging es dann erst ein paar Mal auf den Schießstand und in Kombination mit den Erfahrungen der nächsten Drückjagden besserten sich die Ergebnisse dann deutlich.



Entenstrich an den Ahlhorner Teichen

In der ersten Hälfte der 1980er Jahre war ich – als es so etwas noch gab – Jagddezernent an der Bezirksregierung Weser-Ems in Oldenburg.

Zu meinem Bereich gehörten auch die Ahlhorner Fischteiche – ein Entenparadies! Ich liebte und liebe heute noch die Entenjagd und hatte dafür immer Zeit meines Jagdlebens einen brauchbaren Deutsch-Drahthaar an meiner Seite. Zu der Zeit war es Diestel I, die mich begleitete. Wir fuhren zum abendlichen Entenstrich, vor uns ein Teich von beachtlicher Ausdehnung; ich schoss vier Enten, die herunterplatschten, eine weitere, vielleicht etwas hohe Ente schien zu zeichnen, verschwand aber in der Dämmerung – so sah es für mich aus – in einem großen Schilffeld am gegenseitigen Ufer.

Diestel apportierte die vier nahen Enten, ich hängte sie an meinen Galgen und wir gingen zunächst zum Auto, die Beute dort abzulegen, um anschließend das erwähnte Schilffeld nach der verlorenen Ente abzusuchen. Es war fast dunkel als ich den Hund schickte, der nach fünf bis zehn Minuten intensiver Arbeit ohne Ergebnis zurückkam; noch einmal und wieder kein Erfolg! Ich war mir meiner Sache so sicher, dass ich beim dritten Mal mein „Verloren Apport“ etwas schärfer formulierte und die Hündin zusätzlich mit dem Daumen ins Ohr zwackte – dass hier ein Befehl auszuführen war, war nun mehr als deutlich. Diesmal dauerte es länger und irgendwann tauchte der Hund aus dem Dunkel auf und ich traute meinen Augen nicht: Das war doch keine Ente, nein das musste bei der Größe eine Gans sein! Als der Hund sich zum Ausgeben setzte, sah ich was los war: Diestel war in ihrer Not, weil nun wirklich nichts zu finden war, zum Auto gerannt und hatte aus dem offenen Kofferraum den Galgen mit den vier daran hängenden Enten gebracht. Ihr war wohl klar, dass sie besser nicht ohne Beute zurückkehren sollte.

Ich habe sie dann ganz fürchterlich in den Arm genommen und sie gedrückt – das arme Vieh!



Entenjagd im Schlosspark

Zu Beginn meiner Dienstzeit in Oldenburg wohnte ich vorübergehend in einem Nebengebäude des Herzoglich Oldenburgischen Schlosses in Rastede.

Mein guter Freund, Feldjägerkamerad und Forstmeister im Dienste des Herzogs, Andreas Mylius, hatte mir das vermittelt.

Er war es auch, der die Idee hatte, die unglaublich vielen Enten auf dem großen Teich im Schlosspark doch mal der jagdlichen Nutzung zu unterziehen.

Irgendwann im September war es dann soweit, der Herzog lud ein, zunächst zum Frühstück im Schloss und dann ging's raus zum großen Teich im Park, der in das Stadtgebiet hineinragte.

Insofern eine etwas prekäre Lage, zumal angesichts der unglaublich großen Zahl von Breitschnäbeln mit einer heftigen Kanonade zu rechnen war. Von daher konnte man die kleine Zahl der geladenen Gäste durchaus als Sicherheitsmischung bezeichnen für den Fall, dass es Beschwerden geben sollte.

So waren vertreten der Kreisjägermeister, ein Polizeibeamter, ein Vertreter des Bürgermeisters und ich als Jagddezernent der Bezirksregierung.

Es wurde hell und es ging los – ein unglaubliches Geballer setzte ein und überall fielen Enten vom Himmel, natürlich waren auch einige davon nur geflügelt.

Ich hatte meine schon recht wassererfahrene und leistungswillige Diestel I dabei und richtete mit ihr so eine Art Pendelverkehr zu der mitten im Teich gelegenen Insel ein, auf die sich die ganzen geflügelten Enten geflüchtet hatten und der Hund brachte mehr als ein Dutzend Enten von dort zu mir.

Da stand ich nun in einem Berg von Enten direkt am Uferrandweg und ein Jogger kam vorbei.

„Das hat sich ja gelohnt“, meinte er und fragte lachend: „Ist das jetzt gefährlich für mich oder sollte ich vielleicht ein Glöckchen tragen?“ Ich rief ihm nach: „Besser wär's schon!“ und er winkte freundlich zurück.

Beschwerden hat es meines Wissens nicht gegeben, jedenfalls bei mir ist keine gelandet.

An dieser Stelle will ich noch kurz schildern, wie sich bei den Hunden eine spezielle Wassererfahrung mit der Zeit aufbaute: Sowohl Distel I als auch ihr Nachfolger Jago hatten sich angewöhnt, bei geflügelten Enten, die vor ihnen wegtauchten, so nach Art eines Lachse fangenden Grizzlys sich immer wieder auf den Hinterläufen aufzurichten und rundum die Wasseroberfläche zu beobachten, ob und wo die Ente wieder auftauchte, um dann erneut anzugreifen.

Bei Teichgewässern war der Erfolg nahe bei 100 %, Fließgewässer sind da schwieriger!

Diestel hatte auch die Angewohnheit entwickelt, bei der Verlorensuche erst einmal den Teich an Land von außen zu umrunden, da die meisten kranken Enten ja aussteigen und sich an Land drücken; erst wenn das kein Ergebnis brachte, stieg sie ins Wasser und suchte das Ufer von innen ab.

Für mich war diese Zusammenarbeit mit dem Hund, gerade bei der Wasserjagd, wo die menschlichen Fähigkeiten doch eher begrenzt sind, mit das Schönste, was die Jagd zu bieten hat.



Entenjagd an der Unterweser

Während der Oldenburger Jahre hatte ich immer einen sog. Wattenjagdschein gelöst, um auch die Besonderheiten der Küste und des Watts kennenzulernen.

Einmal erlebte ich wieder eine außergewöhnliche Arbeit meiner Diestel! Ich war mit einem dortigen Jäger mit dem Boot rausgefahren, es herrschte Ebbe und der Fluss hatte einen breiten Schlammkragen, dabei war auch noch der Niveauunterschied von der Wasserkante bis zum Schilfrand am Ufer an die vier Meter.

Eine Krickente strich vorbei, himmelte auf den Schuss und stürzte in das ca. 80 m entfernte Schilfdickicht. Ich setzte Diestel aus dem Boot und schickte sie durch den für Menschen unpassierbaren Schlick. Auch die Hündin hatte einige Mühe, sodass ich anfang mir Sorgen um sie zu machen: Immer wieder musste der Hund sich auf die Seite legen, um die Läufe wieder frei zu kriegen, die im Morast versackten. Schließlich nach großer Kraftanstrengung erreichte sie das Schilf und begann mit der Suche, die auch erfolgreich war. Der Weg zurück mit der Ente im Fang glich „bergab“ phasenweise einer Schlittenfahrt, wenn Diestel sich immer wieder freimachte und dann ein Stück auf der Seite abwärts rutschte. Endlich erreichte sie das Wasser und kam zum Boot zurück. Ich wusste kaum, wie ich diesen nassen Schlammklumpen ins Boot hieven sollte und war über die Maßen stolz auf die Leistung meines Hundes, aber vor allem erleichtert und glücklich, dass sie diese Tour heil überstanden hatte.



Orkan auf der Strohhauser Plate

Mit dieser wunderschönen Insel in der Außenweser verbindet mich ein denkwürdiges Erlebnis.

Einmal hatte ich durch die Vermittlung des damaligen Kreisjägermeisters Claus Cornelius die Gelegenheit, ein paar Hamburger Freunde einzuladen, um auf die überreichlich vorhandenen Krickenten, die sich manchmal wie Starenschwärme aus dem Schilf erhoben, zu jagen.

Meine Frau war zu dem Zeitpunkt mit einer Freundin in Paris und ich hatte eigentlich die Anweisung, mich ausschließlich um unsere kleine Tochter zu kümmern, und diese nicht etwa zeitweise abzugeben und zur Jagd zu gehen – aber so kam es dann doch!

Die Wettervorhersage für den Tag war nicht gut und als wir im Deichvorland am Bootsanleger ankamen, nahm ein Orkan langsam Fahrt auf und drückte von NW das Wasser in die Außenweser. Unsere Autos parkten wir auf dem hochwassersicheren Garagenhügel der Inselbewohner auf der Festlandseite. Die einheimischen Jäger hatten Bedenken, wollten aber uns zuliebe dennoch einen Versuch wagen.

Mein Freund Jan-Claus und ich fuhren mit zwei Booten zu zwei Außenposten an der Inselkante, die übrigen sechs fuhren zum inselseitigen Bootsanleger und machten fest, um sich von dort im Fußmarsch zu verteilen. Am Posten angekommen, steckte mein Bootsführer einen Stock an die Wasserkante, um das Steigen des Wassers besser einschätzen zu können. Schon nach einer halben Stunde sagte er: „Nichts wie weg hier, das Huntesperrwerk ist wohl geschlossen worden und jetzt steigt das Wasser im rasenden Tempo“. Der Außenborder bewegte, auch mit Vollgas, das kleine Boot nur in Zeitlupe gegen den tobenden Orkan, ich musste auf die Bugspitze, um mit meinem Gewicht ein Überschlagen des Bootes zu verhindern. Mit Mühe erreichten wir den Anleger am Garagenhügel und auch Jan-Claus traf kurze Zeit später heil dort ein. Auf den Rest der Corona wartete eine mittlere Katastrophe: Die Boote hatten sich unter dem Anleger verkeilt und das steigende Wasser ließ sie volllaufen und sinken, der Rückwechsel war abgeschnitten! Ich sehe sie noch bis zu den Hüften im Wasser auf dem Anleger stehen mit ihren örtlichen Führern, die Hunde auf dem Arm haltend.

Das Deichvorland ging langsam unter Wasser, die Zuwegung war nicht mehr zu sehen. Da kam mit zügigem Tempo ein Fahrzeug, das ortskundigen Reedschneidern gehörte, die ebenfalls vor dem Unwetter flüchteten. Sie kannten den Weg durch die Wasserwüste und unsere beiden Führer schrien nur: „Ab ins Auto und hinterher!“ Gesagt, getan; meine Armatoren blinkten wie wild, aber der Motor blieb am Leben und wir erreichten sicher das Gasthaus auf dem Deich.

Die übrigen Freunde erwartete ein gefährliches und nasses Vergnügen: Mit den beiden noch fahrtüchtigen Booten richteten unsere Bootsführer einen Pendelverkehr zu den Eingeschlossenen ein und brachten sie Zug um Zug auf den Garagenhügel. Die beiden ersten Geretteten sahen wir vom Gasthaus aus noch kurz nach unserer geglückten Fahrt durch das überflutete Deichvorland preschen, alle 100 Meter ein unsichtbarer Graben und weg waren sie jedes Mal, die Hüte schwammen oben, aber beide kamen immer wieder raus und endlich auch heil am Deich an, nass wie die Ratten.

Alle anderen mussten auf dem Garagenhügel ausharren bis das Wasser wieder abgelaufen und das Deichvorland wieder befahrbar war – es wurde Mitternacht!

Ich selbst konnte das Ende der Aktion nicht mehr abwarten und machte mich mit sehr, sehr schlimmen Sorgen um meine Freunde auf den Heimweg, da ich ja unsere kleine Tochter wieder abholen musste.

Als ich meiner Frau nach ihrer Rückkehr die Geschichte beichtete sagte sie so etwas wie: „Du bist und bleibst ein Kamel!“

